Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 80 Bromberg, den 6. April 1933.

Der wunderliche Berg Höchst

und sein Anhang.

Roman von Alfred Huggenberger.

(3. Fortsetzung.) ———

Oh, es soll nachher niemand sagen, daß bei dieser Taufe der Humor gefehlt habe! Auch an die Feuersteine hat der Götti ohne vorherige Mahnung gedacht. Es liegen deren ein ganzes Häufchen in ihren roten und blauen Papierhüllen vor der Gotte auf dem Tisch. Sie macht von den winzigen Wunschpaketlein eins ums andere auf, ohne vorläufig auch nur ein einziges der braunen Zuckerstücke in den Mund zu stecken; sie fahndet ausschließlich und mit angespannter Neugier nach dem schmalen Verszettelchen. Wenn ihr ein Spruch besonders sinnreich und zutreffend erscheint, so wird er dem Götti ans Trinkglas geklebt; sie hat zu diesem Zweck ein paar Tropfen Wein auf die Tischplatte rinnen lassen. Hannes entziffert die Sprüchlein vorweg und lächelt oder lacht dazu pflichtschuldig, je nachdem sie ihm gelungen oder blöd und abgeschmackt vorkommen. Manchmal behagt es der Rose auch, ihm einen Vers halblaut vorzulesen; sie tut dann so geheimnisvoll mit Schalksblick und teils abwehrendem, teils süßverzeihendem Mundverziehen, daß er nicht raten muß, was sie ihm sagen will: „Gelt, so etwas kann doch nur einzig für uns zwei gemeint und gereimt sein..."

Der Götti muß immer wieder zugeben, ja es könne so einem verdrehten Verslimacher durch Zufall doch auch einmal etwas Halbgescheites einfallen. Es sind besonders zwei Sprüche, die den innigen Beifall der Gotte finden. Der eine lautet:

Die Unschuld ist ein Ruhekissen,
Noch wenn in Treuen zwei drum wissen,

und der andere:

Wer wegen Geld zur Lätze goht,
Dä traumt vo Hung*) und chaflet Brot.

Das darf gesagt werden: die Ros ist eine sehr glückliche Braut. Sie trägt einen kleinen Stolz zur Schau, besonders vor ihrem Oheim, sie möchte zu ihm sagen: „Siehst du nun? Jetzt hast du immer gemeint, mir gelinge nie etwas Rechtes!" — Oh, wenn es nur schon heut der ganze Berg wissen würde, daß es so weit ist! Wie wird sie mit ihrem Hochzeiter Staat machen! Gewiß, den wird ihr noch manches Mädchen auf dem Berg mißgönnen! Sie vermag ihr Glück auf Augenblicke kaum zu fassen und zu verbergen. —

Aber nun geschieht etwas, das nicht hätte geschehen sollen. Bei Licht gesehen eine unerhörte Sache. Hans Fryner wirft dem soeben wieder in die Stube getretenen Strubeggkind Eva Mai einen Feuerstein zu von dem Häufchen auf dem Tische, das er seiner Gotte als unverletzliches Eigentum geschenkt. Und die Ev, die eben noch hinter ihrem Gläsertisch wie in einer kleinen Abwesenheit in die leere Luft hinausgestarrt hat, ist allsogleich wach und dabei. Sie fängt das kleine Angebinde geschickt auf. Schon ist das Zettelchen heraus; sie überfliegt es und wird rot.

„Was steht darauf?" fragt und befiehlt die Ros in wenig freundlichem Ton. Die andere errötet noch mehr, sie verbirgt das Papierstreifchen in der hohlen Hand. Da fährt die Gotte auf. Ihr schwarzes Kleid vergessend, steht sie schon hinter dem Schenktisch und müht sich in zähem Ringen, ihrer Nebenbuhlerin in Spruchzettel aus der Hand zu klauben. Nachdem ihr dies gelungen ist, und sie die zwei Verslein am Fenster flüchtig durchgangen hat, setzt sie sich, ohne ein Wort zu sagen, wieder an ihren Platz. Sie legt das Blättchen vor Hannes Fryner auf die Tischplatte hin und streicht es glatt. Da er keine Miene macht, auch nur hinzusehen, liest sie ihm den Spruch mit gedämpfter Stimme vor, so leise, daß ihn sonst niemand vernehmen kann:

Ich frei' um dich mit diesem Stein,
Ein langes Jahr, und du bist mein.

Er vermag seine Verlegenheit nicht zu verbergen. Das unbequeme Zettelchen mit den Fingern zu einem Knäuel zerknüllend spricht er wegwerfend: „Wer wird denn wegen derlei dummen Schleckzeug so eine Geschichte machen! — Das war überhaupt nicht schön von dir, das vorhin."

Die Ros weint leise vor sich hin. „Ich geh heim," trotzt sie und will wirklich aufstehen. Aber Urech Leu legt ihr über den Tisch hinweg die Hand auf die Schulter und drückt sie ziemlich unsanft auf den Stuhl zurück. „Bist du verrückt? Eine Gotte läuft nicht von den Taufeleuten weg! Es ist gut, daß keine Ausschwätzer mehr da sind, du Babe du!"

Nun zwingt sie sich zu einem Lächeln, nein, sie lacht schon ganz unnatürlich laut heraus. „Oh, was glaubt ihr denn — es ist mir doch nicht ernst! Ich hab ihm nur zu merken geben wollen, daß man geschenkte Sachen nicht noch einmal verschenken darf, wenn's auch nur Feuersteine sind."

Und nun wendet sie sich mit ihrem treuherzigsten Augenaufschlag an den Hochzeiter. Die hohle Hand vor den Mund haltend, flüstert sie ihm ins Ohr hinein: „Gelt, du gibst mir dann auf dem Heimweg, wenn es niemand sieht, etwas, das noch viel süßer ist als ein Feuerstein!" Und sie spitzt unwillkürlich in schöner Bereitschaft die Lippen.

Er kann sich ja im stillen nicht verhehlen, daß das Unrecht auf seiner Seite liegt, was wohl auch des Wehrtanners Meinung ist, trotzdem er der Ros die Zurechtweisung zukommen ließ. So tut er denn auch recht hübsch zu ihr, und es ist ihm sogar ernst damit, seinen Fehler gutzumachen. Diesem dummen Gelüstlein wird wohl dadurch zu wehren sein, daß er künftig einfach immer nach der richtigen Seite sieht. Aus Rosens Augen, die ihm recht nahe sind, quillt die liebe Mühe, ihn ganz wieder in die wohlige Gebundenheit heimzunehmen. Es ist alles wieder gut.

An Evas Stelle ist jetzt die Wirtin hereingekommen. Sie steht am Taufetischchen und betrachtet, den Flor behutsam ein wenig zurücknehmend, das immer noch schlafende Kind mit Wohlgefallen.

„Ein schöner Bub. Wie heißt er?"

„Otto. Den Namen hab' ich nun seit bald zwanzig Jahren für ihn bereit gehabt," gibt der Wehrtanner zurück. Sein Gesicht strahlt.

*) Honig.

„Ein schöner Bub," wiederholt die Frau andächtig. „Man kann es fast nicht verstehen, daß er gar so weit oben in der Rüüchi daheim sein soll."

„Da habt Ihr etwas Dummes gesagt, Frau!" fährt Urech Leu ziemlich grob heraus. „Dem Buben wird nichts abgehen. Man lebt auf dem Berg auch. Es gibt da eineweg etwas, sei es in der Luft oder im Boden, von dem ihr da unten keinen Begriff habt. Seid vielleicht zu gescheit dazu. Was uns der Herrgott an guten Dingen in einem Jahr schuldig bleibt, das bringen wir in einem einzigen Tag mit Faulenzen unter einem Ahornbaum ein."

„Man soll Geradgemeintes nicht für krumm nehmen," lenkt die Wirtin gelassen ein. „Und daß der Mensch auch an einer nur zur Hälfte geratenen Welt hangen kann, wenn er dort daheim ist, das kann ich von unserm Maitlein lernen, von der Ev. Seit es auf den Frühling geht, ist sie manchmal wie nicht ganz aufeinander. Sie kann eine Stunde lang neben der Arbeit vor sich hinweinen und sagt doch selber, sie wisse nicht warum; aber sie möchte halt doch das Elternhaus auf der Strubegg gern wieder einmal sehen, wenn es auch jetzt andern Leuten gehöre. Seitdem ich ihr nun erlaubt habe, heute zu ihren Verwandten auf den Berg zu gehen, ist eitel Singen und Pfeifen. Am End' muß die Strubegg doch ein Paradies sein, wenn ihr sie schon bloß Spaßes halber so getauft habt. — Seht, da springt sie ja schon über die Brücke. Wenn sie nur auch frühgenug in den Halbwinter hinaufkommt!" Die Ros ist unwillkürlich aufgestanden und sieht der Davoneilenden mit scheelem Blicke nach. „Ja — lauf nur zu!" scheinen ihre Augen zu sagen. „Je schneller, je lieber! Ohne dich können wir's schon machen."

*

Die kleine Taufgesellschaft hat den Weg auch unter die Füße genommen; sie hat jetzt die drei Stillihöfe erreicht, hinter denen sich bereits der Berg meldet. Ohne viel Umstände, er ist einfach stillschweigend da.

„Sie können mir sagen, was sie wollen, es ist halt doch eine schöne Sache, da aus dem Kessel heraus, wo es ja schon nach Sommerwärme riecht, in unsern nagelneuen Frühling hinaufzusteigen," meint der Wehrtanner gut gelaunt. Die schmale Steilstraße gibt sich zwar keinerlei Mühe, Mensch und Tier mit Bequemlichkeit zu verwöhnen, sie hat nur einen Willen und eine Leidenschaft: empor! Bloß beim ersten Bergweiler, beim Halbhanget, läßt sie sich eine Strecke weit zahm und gemählich gehen, als dürfte sie diese Hangetbauern mit keiner Mühsal behelligen. Nach dem Volksmund hat der Weiler seinen Namen deshalb erhalten, weil hier die Halben daheim sind, die fortwährend mit sich selber im Streite leben, ob sie sich an den Berg oder ans Tal halten wollen. Die Straße hat die Halben nicht gern. Sowie sie sich wieder auf ihre Pflicht und auf ihr eigenstes Wesen besinnt, macht sie sich in scharfer Kehre um einen Felssturz herum, damit der Bergler keinen lüsternen Blick zurück auf die paar sanften Heuwiesen werfen kann; wie leicht könnte er Aug' und Herz an sie verlieren!

Götti und Gotte lösen sich gegenseitig in der kleinen und doch nicht ganz mühelosen Arbeit ab, den Täufling von seiner ersten Talfahrt wieder hinauf in die große Ruhe des Berges zu tragen. Urech Leu läßt es sich nicht nehmen, auch hin und wieder den getreuen Kindsvater zu spielen, denn die Hebammen-Gritte hat genug mit ihrem Schnauf zu tun.

Die Ros ist jetzt wieder etwas kleinlaut und zugeknöpft. Sie nährt einen Argwohn in ihrem Herzen. Warum hat es Hannes Fryner im Störchliwirtshaus mit dem Aufbrechen plötzlich so eilig gehabt? Und könnte man nicht nach einem besonders argen Schutz einmal auf einem Bänklein ausruhen und ein wenig nach dem Frauenberg hinübersehen? Warum späht der Götti bei jedem Straßenrank nach Weggängern bergwärts. Es wäre ihm wohl daran gelegen, diese Strubegghexe einzuholen? . . .

Die heimliche Eifersucht flüstert ihr einen Rat ins Ohr, den sie unbedenklich befolgt: sie läßt, ein paar Schritte hinter den andern zurückbleibend, unbemerkt ihr weißes Taschentuch fallen, um dann den Verlust auf der Höhe des Gfirsthofes schwer bedauernd zu melden. „Beim Steigbrünneli hab' ich es ganz gewiß noch gehabt!" beteuert sie, scheinbar dem Weinen nahe. „Wärest du nicht so gut, Johann? Der rechte Schuh drückt mich so arg. Wir warten dir am Gupf oben. Die Gritte ist ja ganz rot; und wegen dieser Viertelstunde kommen wir immer noch früh genug zum Schmaus."

Hannes hat nicht auf ihre letzten Worte gewartet, er ist schon auf dem Weg. Es paßt ihm gut, dem Wehrtanner zeigen zu können, wie gern er der Ros gegenüber zu Dienst und Gefallen bereit sei. Urech Leu darf noch nicht ahnen, welche Unordnung das kleine Abirren seiner Augen in ihm angerichtet, ja daß die Ros ihre wohlfeile Macht über ihn fast ganz verloren hat . . .

Das Tüchlein liegt nur wenige Schritte oberhalb des Steigbrunnens auf der Straße. Er hebt es auf und ist bereits im Begriff, sich wieder bergwärts zu wenden, als ein allerliebstes Bild seine Augen gefangen nimmt. Drüben an der sanft ansteigenden Lehne ist ein Mädchen in schöner Versonnenheit mit Blumenpflücken beschäftigt: Eva Mai. Sie hat ihn noch nicht beachtet, sie bückt sich weiterhin nach den zu Tausenden an der sonnenbeglückten Frühlingshalde stehenden Schlüsselblumen und summt oder trällert dabei irgendeine Weise, ganz leise nur, fast wie ein Bienchen manchmal auf einer Blütendolde singt.

Hannes Fryner muß wahrhaftig selber erschrecken über die unbändige Freude, die in seinem Herzen aufspringt. Für den Einwand seines Gewissens hat er schnell eine Ausrede bei der Hand: er darf sich doch mit ein paar Worten für die Ros bei ihr entschuldigen. Es kommt ihm vor, als trüge ihn der sammetweiche Rasen mit Federkraft die Halde hinan. Wie er Eva auf ein paar Schritte näherkommt, wendet sie sich nach ihm um, ein wenig überrascht, aber noch ganz im Bann ihrer kindlichen Blumenfreude. Er hat seine Ausrede bereits vergessen, und doch ist ihm wohl in seiner kleinen Verlegenheit, denn ihre Augen weichen seinem Blicke nicht sogleich aus. Erst jetzt erkennt er so recht von Herzen, wie lieblich sie geworden ist.

„Den Gang hätt' ich dir ersparen können," fängt Eva nun ganz unbefangen zu reden an. „Ich hab' wohl bemerkt dort hinter dem Birnbaum, wie deine Gotte das Tüchlein fallen ließ. Zuerst hab' ich euch rufen wollen, dann hab' ich mich aber schnell anders besonnen. Und jetzt, mit Verlaub, jetzt muß ich sehen, daß ich doch endlich auf den Berg komme." Schon hüpft sie, den Strauß hochhaltend, nach der Straße hinab. Er bleibt erst zögernd stehen, dann folgt er ihr in langen Sätzen. „Du wirst mir doch nicht durchbrennen wollen?"

Die beiden steigen stillschweigend nebeneinander bergan. „Mich wundert's nur, wo du so lange gesteckt hast," bringt er nach einer Weile vor, fast nur der Gelegenheit zulieb, sie wieder einmal ins Auge nehmen zu dürfen. Eva ist hübsch aufgeräumt. „Ich mußte doch der Lidy Steiner im Halbhanget Grüßgott sagen. Sie hat eine Glucke mit elf winzigen Küchlein; da könnte man sich einen halben Tag lang versäumen. Und am gähen Tobel komme ich auch nie vorbei, ohne eine Weil' in den Krachen hinabzusehen. Es ist doch kaum zu glauben, daß an der steilen Wand so schöne, kerzengerade Tannen wachsen können. Die untern rühren mit den Wipfelästen den Wurzelstrunk der oberen an. Da können sie doch allesamt ein bißchen in die Welt hinausschauen, wenn auch bloß nach einer Seite."

Hannes hat nun Rosens weißes Tüchlein, das er bis jetzt in seiner linken Hand fleißig zerknüllte, in die Tasche gesteckt. Er muß ordentlich ausziehen, um mit seiner Begleiterin Schritt zu halten. „Wenn du es immer so scharf genommen hättest, so wärest du jetzt schon im Paradies," sagt er mit neckischer Anspielung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Streit um die Tanne.

Skizze von Erich Kunter-Klosterreichenbach.

Das alte Torhäuschen mit dem eingebauten Durchlaß bildet die Pforte zum Klosterhof und zu den schönen Klosterruinen, der Sehenswürdigkeit eines kleinen Kurortes im Schwarzwald. Hinter dem Torhäuschen, am Eingang zum Garten, steht eine herrliche, schlanke, wohl 15 Meter hohe Tanne. Der Wipfel über dem schnurrigen Häuschen rundet das romantische Bild wunderschön ab. Wie ein alter Holzschnitt sieht das Idyll aus; eine Augenweide für Fremde.

Nicht so für Frau Düring, deren Haus dem Torhäuschen benachbart ist und kaum anderthalb Meter vom Gartenzaun und somit von der Tanne entfernt steht. Ihr war die Tanne ein Dorn im Auge. „Alle zwei, drei Jahre", klagte sie wiederholt, „habe ich Dachschäden, die mehrere hundert Mark kosten. Die Tanne wirft kiloweise ihre Nadeln und dürren Zweige auf mein Dach; dadurch verfaulen Schindeln und Blechrennen. Und niemand ersetzt mir den Schaden."

Ihre beweglichen Klagen drangen aber selten bis an das Ohr des Torhäuschenbesitzers, des Herrn Major von Pfeilstück. Der wohnte nämlich gar nicht in seinem Besitztum, sondern drei Bahnstunden entfernt in der schwäbischen Hauptstadt. Er hatte seinen früheren Burschen Johannes Dose und dessen Frau in das Häuschen gesetzt als Verwalter, der die baufällige Romantik vor dem gänzlichen Zerfall bewahren sollte. Die Leutchen konnten dem Gejammer der Witwe Düring immer wieder nur die Worte entgegenhalten: „Wir haben ja keine Vollmachten und können da gar nichts machen."

So reiste Frau Düring eines Tages nach Stuttgart und sprach mit dem bockbeinigen Besitzer des Nachbargrundstückes. „Mache Se, was Se wolle!" erklärte der Major mit militärischer Kürze und schwäbischer Derbheit nach einer Unterredung von zwei Minuten, in der Frau Düring eben angefangen hatte, ihre Beschwerde breit zu entwerfen. „I kann mi net mit Ihrem langweiligen Zeugs befasse. Aber meine Tanne bleibt da stehe, wo sie scho geschtande hat, wie i no garnet auf der Welt war." — Nach dieser bündigen Absage stürmte die wutentbrannte Frau schnurstracks zum nächsten Rechtsanwalt und beschwor ihn, ihr gutes Recht vor dem Kadi zu erkämpfen. Rechtsanwalt Birnbaum bezeugte warmes Mitgefühl mit dem harten Geschick der leidgeprüften Frau und eröffnete ihr teilnahmsvoll, er werde sich der Sache bestens annehmen und als Vorschuß auf sein Rechtsanwaltshonorar habe er fünfzig Mark zu bekommen.

Hiermit waren die Feindseligkeiten eingeleitet, und sie nahmen einen munteren Verlauf. Monatelang tobte ein erbitterter Kampf um das Dasein der friedlichen Tanne, die nichts davon ahnte, mit welcher Hartnäckigkeit man ihr an ihr bescheidenes Leben wollte. Die Akten schwollen an; der Kreis der Leute, deren Interesse sich mittelbar mit dem Sein oder Nichtsein der Tanne verknüpfte, vergrößerte sich. Die am meisten in Mitleidenschaft Gezogenen waren die beiden Nachbarskinder, Erna Düring und Martin Dose. Sie hatten kurz vor der Kriegserklärung beschlossen, ihre Verlobung demnächst bekannt zu geben. Daraus wurde nichts.

Die Entzweiung der beiden Familien und ihrer Sippen griff wie ein fressendes Übel immer weiter um sich. Und unter den Zusammengehörenden selber gab es Unstimmigkeiten. Frau Düring mußte sich manches von ihrer Tochter sagen lassen und auch Vorwürfe ihrer im Ort lebenden Geschwister einstecken. „Du wirst noch deine paar Spargroschen mitsamt deinem Haus verprozessieren", prophezeite ihre Schwester übelwollend. „Wenn's geht, schließe einen anständigen Vergleich!"

Da verkündete eines Tages Herr Birnbaum seiner Mandantin triumphierend, das Urteil sei in erster Instanz zu ihren Gunsten gesprochen. Major von Pfeilstück müsse die Tanne schlagen lassen. Der Anwalt des Gegners legte aber sofort Berufung ein, und so kam der Prozeß in die zweite Instanz. Jetzt nahm auch der Forstmeister des Bezirks, der vor langen Jahren einmal mit dem Major Zwistigkeiten in irgend einer Angelegenheit gehabt hatte, für Frau Düring Partei. Das Forstamt befand sich gegenüber von Frau Dürings Haus, also an der anderen Flanke des Torhäuschens. „Die Tanne hat ein ganz flaches Erdreich", erklärte der Forstmeister, „und wenn ein Sturm kommt, besteht Gefahr, daß sie umgeworfen wird und beim Fall unter Umständen sogar das Forsthaus beschädigt."

Forstmeister Langast wurde vor Gericht als Sachverständiger vernommen. Der Anwalt des Majors meinte hämisch, eher werde wohl der Blitz als die Tanne ins Forsthaus einschlagen und der Herr Forstmeister werde sein Leben nicht durch den gefährlichen Tannenbaum verlieren, der sovielen Stürmen der Jahrzehnte standgehalten habe. Allein das Sachverständigengutachten tat doch seine Schuldigkeit; die Lage des Torhäuschenbesitzers verschlechterte sich, so daß auch in zweiter Instanz keine Aussicht für ihn bestand, den Streit zu gewinnen.

Dafür stieg das Hoffnungsbarometer nicht nur bei Frau Düring, sondern auch bei den Liebenden beträchtlich. „Wenn meine Mutter in dem Prozeß obsiegt", sagte Erna, „so wird sie sich mit dem Triumph zufrieden geben und unserem Heiratsplan wieder günstiger gestimmt sein."

Als sich die Waage der Gerechtigkeit offensichtlich zu Gunsten der Klägerin geneigt hatte, spielte der Beklagte unerwartet noch zwei so starke Trümpfe aus, daß der Endsieg der Düringpartei in letzter Minute sehr in Frage gestellt wurde. Der Anwalt des Majors hatte sich an den behördlichen Heimatschutz gewandt mit dem Erfolg, daß dieses Amt die Fällung des Baumes, der zu einem Heimatschutzdenkmal gehöre, untersagte. Gegen den Beschluß erhob nun wieder der Forstmeister Einspruch, und er drang nach langwierigen Verhandlungen mit seiner Ansicht bei Gericht durch.

Da erschien an einem Vormittag Herr Dose in der Wohnung der Witwe Düring. „Ich komme im Auftrag meines Herrn", sagte er förmlich. „Ich soll Ihnen mitteilen, daß Herr Major die Grundstücksgrenze jetzt freigemacht haben will, wenn Sie in der Tannenfrage nicht nachgeben."

Das bedeutete für die Witwe einen schweren Schlag. Ihr Gartenhäuschen war seinerzeit genau an der Markung der angrenzenden Grundstücke gebaut worden. Um die Forderung des Majors zu erfüllen, mußte sie die Laube abreißen lassen.

In diesen Tagen wurde im Berufungsverfahren der Klägerin abermals das Recht auf die Tanne zugesprochen. Sie nahm die Urteilsakte offen in die Hand, so wie das Gesangbuch beim sonntäglichen Kirchgang, und ging damit zu ihrem Bruder, der draußen vor dem Ort ein Sägewerk hatte. „Ich will dich fragen, Christian, ob du mir zum Umlegen der Tanne die Arbeiter stellen kannst."

„Ja, das kann ich wohl", sagte der einfache, biedere Mann. Er ließ von der Arbeit ab und trat mit der Schwester zur Besprechung der Angelegenheit vor das Haustor. Es war herbstlich kühl. Eine Anzahl Burschen und Mädels zog vorbei, mit verschränkten Armen eine Kette bildend. Der Anblick des Sägewerkes gab einem der jungen Leute in den Sinn, das Lied „Dort drunten in der Mühle" anzustimmen.

Die Geschwister vergaßen ihr Gespräch und lauschten dem in der Ferne verklingenden Lied von dem Tannenbaum, dessen Stamm in der Sägemühle zerschnitten wird und der den zuschauenden Wanderer ans Sterben erinnert:

Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schoß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh.

Die Melodie erlosch sanft und schwermütig in der Abenddämmerung:

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's ums Herze schwer . . .

Der Frau war es wunderlich zumute geworden; sie wußte nicht, warum. „Jaja", sagte der Bruder leise. „Vier Bretter . . . daran haben wir beide in nicht allzuferner Zeit einmal genug. Die Tanne gäbe auch vier Bretter, Hanna." Er trat auf die Schwester zu und ergriff in verhaltener Bewegung ihre Hände. „Schwesterherz, schaff den häßlichen Streit nicht nur gerichtlich, sondern auch wirklich aus der Welt; und zwar dadurch, daß du die Tanne nicht aus der Welt schaffst", bat er eindringlich. „Laß sie in Frieden leben, wie du den Rest deines Daseins in Frieden verleben mögest. Überlaß den endgültigen Entschluß in dieser Frage deinen Kindern, die nach dir im Häuschen wohnen!" — —

Am nächsten Tage meldete Herr Dose sich wieder bei der Witwe. „Frau Düring, heute bin ich hier, um Ihnen ein Friedensangebot zu machen, das vor allem unseren Kindern zugute kommen soll", sprach er langsam, fast feierlich. „Herr Major von Pfeilstück ist plötzlich verstorben und hat mir im Testament das Häuschen vermacht. Die Tanne mag also gefällt werden, und dann sind wir wieder Freunde, gelt?"

Frau Düring legte froh ihre Hand in die dargebotene Rechte und sagte einfach: „Ob die Tanne umgehauen werden soll oder nicht — darüber mögen unsere Kinder entscheiden.“

Das verlorene Spiel.

Eine Skizze um Napoleon von **Joseph Buck**-München.

„Oberst Gérard ist nun zum zweiten Male erfolglos zurückgekehrt. Das Schiff wurde abgefangen. Er wird den Engländern nun bald so verdächtig sein, daß sie ihn das nächste Mal überhaupt nicht mehr freigeben werden.“ Der Marschall Mortier sagte es zu den übrigen Offizieren, die beratschlagend mit am Tisch saßen. Man befand sich auf dem Schloß des Grafen Bertrand, des früheren Obersthofmeisters Napoleons auf Elba, und hatte von der großen Veranda aus einen freien Blick über die Loire hinweg auf die gegenüberliegenden Höhen.

General Drouet meinte nachdenklich: „Es dürfte wohl überhaupt kein Franzose sein, der nach St. Helena fährt. Jeder Franzose ist von vornherein verdächtig.“ Und nach einer kleinen Pause: „Außerdem brauchen wir ein ganz unauffindbares Versteck für den Fluchtplan.“

Er stand auf, trat an die Brüstung der Veranda und schaute blinzelnd in die sonnenerfüllte Landschaft hinaus.

„Wie wäre es“, meinte leise General Colincourt, „mit einem Schachspiel? Man weiß überall, der Kaiser liebt es, und es würde nicht auffallen, wenn ihm ein künstlerisch angefertigtes Spiel übersandt würde.“

Interessiert kehrte Drouet zum Tisch zurück.

„Es müßte“, fuhr General Colincourt fort, „von einem vollkommen vertrauenswürdigen Holzschnitzer ein Spiel mit sehr schönen Figuren angefertigt werden, die aber — und das ist die Hauptsache —“, seine Stimme sank zum Flüstern herab, „innen hohl sind, so daß in jeder Figur ein Teil des Fluchtplans untergebracht werden kann.“

„Der Vorschlag ist wert, in genaue Erwägung gezogen zu werden“, meinte nun der Hausherr, Graf Bertrand.

„Ich wüßte einen zuverlässigen Holzschnitzer“, fuhr der Graf fort. „Es ist der Meister Fréron in Orléans. Er hat schon manche Vertrauensarbeit für mich geleistet. Aber wer soll das Spiel dem Kaiser überbringen? Wer ist völlig unverdächtig?“

„Am besten wäre ein Engländer“, platzte Drouet heraus.

Die anderen lachten.

Bertrand winkte ab und sagte: „Meine Herren, lachen Sie nicht! Die Idee ist ausgezeichnet. Auch hier weiß ich jemand. Ich kenne von früher her einen englischen Offizier, Oberst Chesterton, der dem Kaiser in fanatischer Bewunderung ergeben ist. Dieser Engländer wäre die zuverlässigste Person, die das Spiel überbringen könnte. Ich stehe mit Chesterton noch in gelegentlichem Briefwechsel.“

Die Generäle streckten ihm die Hand als Zeichen ihres Einverständnisses entgegen.

„Ich werde ihn hier“, fügte Bertrand hinzu, „darin einweihen, daß im Innern der Schachfiguren überaus wertvolle Mitteilungen für den Kaiser enthalten seien, die aber nur dieser selbst und sonst kein Mensch erfahren dürfe.“ —

Drei Monate später reiste Oberst Chesterton mit seiner Frau und seinem Diener auf einem englischen Schiff nach der Insel St. Helena. Das Schachspiel war wohl verborgen unter dem zahlreichen Gepäck des Obersten, jede Figur sorgfältig einzeln verpackt, damit die wertvollen Schnitzereien nicht Schaden litten.

Während der ersten Tage herrschte prächtiges Wetter. Am fünften brach ein furchtbares Unwetter über das Schiff herein. Der rasende Sturm zertrümmerte Masten und Rahen. Oberst Chesterton wurde durch ein herabfallendes Stück tödlich getroffen.

In den wenigen Minuten, die er noch lebte, konnte er gerade noch zu seiner Frau sagen: „.... Kaiser .... Schachspiel übergeben ... Figuren ...“ Eine Besinnungslosigkeit, aus der er nicht mehr erwachte, machte es ihm unmöglich, auch noch das Geheimnis des Schachspiels mitzuteilen. Es versank mit dem Toten in das Meer. —

Dem gefangenen Kaiser wurde der Besuch der Witwe des englischen Obersten Chesterton, den er auch persönlich gekannt hatte, gemeldet. Napoleon küßte der Eintretenden ritterlich die Hand und sagte: „Madame, ich bedaure unendlich, daß Ihr Gatte auf dem Wege, mir einen Dienst zu erweisen, den Tod gefunden hat.“

„Er hat sie verehrt, Sir.“

„Oh, ich habe ihn auch sehr hoch geschätzt. Aber“, fügte er dann gedankenvoll hinzu, „es ist wohl das Schicksal aller Menschen, die mir ergeben sind, daß sie sterben müssen: Poniatowsky, Bourienne, Meneval ... Hunderte, Tausende, Hunderttausende ...“ Der Kaiser war plötzlich weit weg, in Preußen, in Ägypten, in Rußland und sah mit brennenden Augen auf das glitzernde, leicht bewegte Meer hinaus.

Der Adjutant hustete. Napoleon fand zurück: „Oh, Verzeihung, Madame, die Erinnerung überfällt mich in der Einsamkeit zu oft. Es ist so schrecklich: immer nur das Meer und dieser Steinfelsen, das Meer und dieser Steinfelsen ...“

„Sire, anstelle meines Mannes habe nun ich Ihnen ein Geschenk Ihrer Freunde als Trost in dieser Einsamkeit zu überreichen.“

Erfreut nahm der Kaiser das Schachspiel entgegen: „Oh, ganz großartig!“ Er nahm jede einzelne Figur in die Hand und betrachtete mit Kennermiene die prachtvollen Schnitzereien, ahnte aber nicht, daß dieses Kunstwerk den Fluchtplan, den Weg zur Freiheit, enthielt. Er, der früher so oft in staunenswertem und fast übersinnlichem Scharfsinn die Pläne seiner Gegner erraten hatte, erriet nicht, daß er die einzelnen Figuren nur mit einem Messer zu spalten brauchte, um zu erfahren, daß er in genau 21 Tagen, in der Nacht vom 17. auf 18. September, nach einem Abendspaziergang mit seinem Leibdiener die Insel auf einem Boot verlassen sollte, daß an diesem Abend drei Meilen von der Insel entfernt ein französisches Schiff unter holländischer Flagge wartete, das ihn aufnehmen und nach Frankreich zurückbringen würde.

Vollkommen ahnungslos verehrte er in dem Schachspiel deshalb nur das Geschenk seiner Freunde und Anhänger, die ihm einen Trost und ein Zeichen ihrer Ergebenheit schickten. Er bat die Überbringerin des Spiels beim Abschied: „Madame, sagen Sie meinen Freunden in Frankreich, daß ich ihnen für ihr liebes Gedenken immer danken werde, und nehmern Sie selbst als Trost den Gedanken mit, daß Oberst Chesterton wohl der letzte meiner Freunde gewesen ist, die in der Erfüllung eines Dienstes für mich den Tod fanden.“ —

Am Morgen des 18. September 1816 verließ bei aufgehender Sonne ein Schiff unter holländischer Flagge seinen Platz drei Meilen westlich von St. Helena, wo es zehn Stunden gelegen hatte, und kehrte unverrichteter Dinge nach Frankreich zurück.



Der Menschenfreund.



„Hilfe! Zu Hilfe! Ich kann nicht schwimmen!“

„Na, da warten Se man 'nen Augenblick, junger Mann, da will ich mal sehen, ob ich nicht irgendwo einen tüchtigen Schwimmlehrer finde.“

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.